

Vierter Brief.

Paris den 10ten Sept.

(Bruchstück.)

Die Erscheinungen im Innern der Gesellschaft zu erkennen und ihren Ursachen nachzuforschen, dieses hat einen unwiderstehlichen Reiz für mich, und ich bin deswegen gern eine Zeitlang in einer großen Stadt, weil man hier Erscheinungen sieht, die man sonst nirgend wahrnimmt; nur muß man nicht lange drin seyn, sondern bald wieder aufs Land zurückkehren, damit das Leben seine Frische behält und das Auge seine Klarheit.

Jede Anlage, die im Menschen ist, jede Fähigkeit wird hier sichtbar; und da auf jede gewöhnlich ein Broterwerb gegründet wird, so hat man in großen Städten nur zu sehen, wie der eine Mensch sich nährt, um zu wissen, wie der andere ist. Und bey dieser Gelegenheit ist einem mancher

tiefe Blick in das innere Wesen der Gesellschaft ergötzt.

* * *

Lichtenberg rühmte von de Luc, daß er das Talent besäße, im Kleinen geschickt zu experimentiren und zu beobachten, und daß die Schlüsse, die er aus den Beobachtungen im Kleinen mache, sehr gut sich hielten, wenn sie nachher auf Beobachtungen im Großen angewendet würden.

Lichtenberg war demnach der Meinung, daß es wohl angehe, vom Kleinen aufs Große zu schließen. Auch hat La Place in seinem Werke über die Wahrscheinlichkeit scharfsinnige Schlüsse auf sehr unscheinbare Thatsachen gebaut.

„Aber wozu diese Vorrede?“

Um Nachsicht mit einem kleinen Hunde zu haben, der vorn keine Füße hat; der hier täglich auf dem Quai Voltaire herumgefahren wird, und den ich nicht sehe, ohne die Schwachheit zu haben, philosophische Betrachtungen über die Natur der Gesellschaft anzustellen.

Der Kerl hat den Hund, einen recht fetten Mops, auf einem Kärren sitzen, auf dem vorn eine Büchse für die milden Gaben angebracht ist. Der Hund sitzt ganz ehrbar gerade, wundert sich, wie alle Großstädter, über nichts, und zeigt sein Deficit von zwey Beinen.

La pauvre bête, sagt mancher Pariser, und gibt ihm einen Sous. Vielleicht sagt dieses von 500, die vorübergehen, nur einer, bey dem die Hundeliebe durch die tausend andern Gedanken und Zerstreuungen so stark durchblickt, daß sie den Griff in die Tasche macht. Weil aber oft 500 vorübergehen, so bekommt der Kerl so viele Sous, daß er davon leben kann, und führt seinen Hund jeden Mittag auf dem Quai. Lebte der Kerl in einer Stadt von 5000 Einwohnern, so würde er bey gleicher Reichthum des Herzens nicht so viel bekommen, daß er leben könnte. Er würde dann sein Fuhrwerk bald einstellen, die ganze Merkwürdigkeit wäre verschwunden, und Niemand stellte Betrachtungen über den Broterwerb in großen Städten an.

Früher war der Hund trüchtig, und dieses hat gewiß als eine beständige Größe auf die Einnahme gewirkt. Jetzt liegt ein kleiner Herr Sohn bey ihm. **Les pauvres bêtes, qu'ils s'aiment**, hörte ich gestern eine Pariserinn sagen, und dieses wirkt wieder als eine.

Wenn der Kerl über seine Einkünfte Tagebuch gehalten, und man zeichnete die täglichen Einnahmen, so wie die Barometerbeobachtungen: so würde man in dieser krummen Linie finden, wie während der Schwangerschaft und nach der Entbindung zwey Größen eingewirkt, die früher nicht da waren.

Ich gebe dem Kerl, so oft ich ihm begegne, einen Sous der Philosophie wegen, und denke mir, daß dieser Sous in der krummen Linie, welche die Hundeliebe darstellt, eine Störung macht, etwa so, wie ein Comet machen würde, der etwas nahe an einem der kleinen Planeten vorbeinginge, und daß es für den Weltweisen schwer seyn würde, die Ursache dieser Krümmung aufzufinden, ohne zugleich eine Menge anderer Erscheinungen zu kennen und zu übersehen.

Ähnliche Betrachtungen fielen mir heute in der Deputirtenkammer ein. Daß die französische Nation eine schnupfende ist, wirkt gewiß als beständige Größe auf ihre Gesetzgebung. Denn von 5 Perioden, die gelesen werden, geht immer eine im Geräusche des Räusperns verloren.

Wenn der Rednerbühne gegenüber Spiegel angebracht wären, so würde sich bald der Einfluß, den diese auf die Gesetzgebung eines sich so bespiegelnden Volkes hätten, zeigen.

Die große Menge Spiegel, die der Franzose überall um sich stellt, ist auch ein Beweis von dem sonderbaren Bildungstriebe, der in allem Organischen ist. Die Eitelkeit erzeugt die Spiegel, und der Spiegel wieder die Eitelkeit.

Dieses: wechselseitige Ursache und Wirkung seyn, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen bey allem Organischen.

Das Wort ist leicht gesagt, allein die Erklärung von allem dem, was nach diesem Capitel hinneigt, sehr schwer.

Hierhin gehört auch das Verschwinden der Organe, wenn sie nicht mehr gebraucht werden. Wo also mit der Wirkung die Ursache aufhört.

So erzählte mir Biot vor einigen Tagen, daß in den Familien der Vornehmen, in welchen die Mütter durch mehrere Generationen hindurch ihre Kinder nicht mehr gestillt, die Mädchen schon keine Oeffnungen mehr in den Brustwärtzen haben.

Es ist ein besonderer Trieb im Organischen, sich nach Zwecken zu bilden; wir sehen diesen immer unter der Hülle der Erscheinungen, ohne ihn fassen zu können und seinen Ort zu erforschen.

Und zu leugnen ist nicht, daß, wenn wir hiemit auf dem Klaren, uns viele Erscheinungen in der Gesellschaft würden deutlich seyn, und wenn uns dieses auch in der Verbesserung der Theorie nicht so weit brächte, daß wir werthtätig dieses oder jenes einrichten oder erreichen könnten: so würde es uns doch vor manchem Irrthume schützen und uns bestimmen, manches Bestreben dran zu gehen, weil wir voraus-

sehen könnten, daß sich solches nicht erreichen läßt, und es thöricht, daß man seine Seele im Vergeblichen abmühet.

Hätten die Franzosen eine klarere Ansicht von der Natur der Gesellschaft gehabt, sie würden wahrſcheinlich nicht aufs metrische System und nicht auf die Decimaltheilung bey der Einführung allgemeiner Maße gekommen seyn.

Zusatz bey dem Abdrucke.

Eine flache Philosophie findet die Einrichtungen vergangener Jahrhunderte leicht fehlerhaft, weil viele Kenntniſſe dazu gehören, um zu zeigen, wie diese Einrichtungen nothwendig aus der Natur der Gesellschaft hervorgingen, welche wie beständige Größen da waren, die sie bedingten; und wie alle Erscheinungen sich änderten, sobald andere Größen als beständige auf die Gesellschaft einwirkten u. ihre Richtung bestimmten.

Dieses Umfassen der Vergangenheit und der Gegenwart besaß Mösler in einem seltenen Grade. Solche Männer sind von einem unendlichen Werthe für die Gesellschaft, wenn sie sich gerade dann in ihr befinden, wenn die Gesellschaft ihre Einrichtungen ändert, und mit dem Uebergange aus dem alten Bunde in den neuen beschäftigt ist.

Unter den Franzosen hat sich während der Revolution kein Genie dieser Art entwickelt. Sie war

ren alle auf eine flache Philosophie bedacht und auf ein völliges Umkehren, ohne den Zustand deutlich zu erkennen, in dem sie waren, und noch weniger den, in den sie wollten. Nur Graf Montlosier macht hievon eine rühmliche Ausnahme. Er kannte Frankreich, wie es seit den Karolingern gewesen, er wußte, durch welche Ursachen der Staat in diese Form gekommen, was die Zerrüttung seiner Institutionen herbeygeführt, und wie er wohl ohne Bundes schuh zu einer neuen Verfassung hätte gelangen mögen.

Es ist wirklich nicht leicht zu sagen, welche Einrichtungen sich jetzt die Gesellschaft geben muß, um Freyheit und Eigenthum zu sichern, da der Geldreichtum alle früheren Verhältnisse geändert, die auf Landreichtum beruhten.

Die, welche das Entwerfen einer Verfassung für den jetzigen Zustand der Gesellschaft für leicht halten, sind in demselben Irrthume, als die Volksschriftsteller, welche glauben, daß einige Unwissenheit hinreiche, um für den Landmann zu schreiben.

Möser sagt: „die Geschichte eines Staates ist nicht Geschichte der Menschheit, sondern einer Handlungscompagnie. In der Geschichte eines Staates kommt alles auf Politik an, welche wiederum die Voraussetzung eines sicheren Contracts erfordert.

Der geringe Nutzen, den die Geschichte dem Bürger bringt, und der Mangel an Kraft in dem historischen Vortrage liegt sicher darin, daß die Genossen eines Staates nicht als Actionairs, sondern als Menschen behandelt werden.“

Freiheit und Eigenthum, das sind die Zwecke, die jede Gesellschaft von Menschen hat, die sich zu einer solchen Handlungscompagnie vereinigen, die wir Staat nennen.

Die Freiheit, sowohl die innere, als die äußere, beruht auf der Stärke. Deswegen werden sie sich zuerst starke Institutionen zu geben suchen, und dann streben, die Anzahl der Actionairs bis zu einem gewissen Grad zu vermehren. Es wird sich daher das Streben in der Gesellschaft entwickeln, alle, die innerhalb der natürlichen Grenzen ihrer Wohnsitze wohnen, mit sich zu vereinigen, und, wenn dieses geschehen, durch ihre Institutionen immer die nöthigen Actionairs auf den Erben zu erhalten, und kein fremdes und heimathloses Gesindel unter sich zu dulden, das der Handelscompagnie nur zur Last, und keine Sicherheit weder für innere, noch für äußere Freiheit gewährt.

Da aber Städte und Gewerbe entstanden und hiedurch eine Menge Einwohner, die in engen Woh-

nungen sitzen, und nur los an die Heimath gebunden, indem sie zwar Menschen sind, aber keine Erben, so wird der Staat, indem er einsieht, daß dieses in einer geld- und gewerbereichen Zeit nicht anders möglich, durch seine Einrichtungen dafür sorgen, daß die Mehrzahl seiner Bewohner immer aus freyen Grundeigenthümern bestehe, und daß der Ackerbauer stets für den Stamm und den Kern der Gesellschaft angesehen werde.

Er kann dieses um so leichter, da drey Viertel aller Bevölkerung auf dem Lande wohnt, und nur ein Viertel in den Städten. Da dieses nicht allein in Deutschland der Fall ist, sondern auch in Frankreich und in den andern hoch cultivirten Staaten Europas, obgleich diese schon seit 1000 Jahren Städte haben: so sieht man, daß beständige Ursachen da sind, welche es verhindern, daß durch die Vermehrung der Städte deren Bewohner doch nie stärker an Zahl, als ein Viertel der Volksmenge werden. Die größere Theuerung der Städte, die eine Folge des Nahebeyammenwohnens ist, und der größere Aufwand an Kleidung und Lebensweise sind wohl die Ursachen, welche, indem sie den Unterhalt erschweren, die Vermehrung der Bevölkerung der Städte verhindern. Die größere Sterblichkeit verhindert dieses nicht, wie man immer irrig geglaubt, denn bey der jetzigen

Sterblichkeit in den Städten würde sich doch die Volksmenge immer innerhalb 40 Jahren verdoppeln müssen.

Will man gute Einrichtungen für die Gegenwart treffen, so muß man vorher die Vergangenheit kennen lernen. Man sieht dann, daß es in der Welt anders hergeht und immer anders hergegangen, als der menschenfreundliche hypochondrische Verfasser des *contract social* sich eingebildet.

Krieg ist von jeher auf der Erde gewesen, und wird auch immer drauf bleiben. Wenn die Menschen lange in Ruhe und Wohlleben gewesen, dann werden sie wüthig, und schlagen sich, wenn sie nämlich von den Pädagogen nicht vorher alle zu milchbärtigen Emilen sind erzogen worden, die Wasser trinken und keinen Wein, und mit einem Netz durch die Wiesen gehen, um Schmetterlinge zu fangen und Naturgeschichte nach Herrn Vertuchs Bilderbuch zu studiren.

Im Kriege macht man Gefangene. Was soll ein rohes Volk hiemit anfangen? Es muß sie todt schlagen oder zu Sklaven machen. Das letztere ist uns freitig das menschlichere. Aber freylich, lange wird es nicht dauern, so wird man Krieg führen, nicht des Rechts wegen, sondern der Gefangenen und Sklaven wegen, bis spätere Cultur das Auswechseln derselben bräuchlich macht.

Keine einzige Einrichtung der Gesellschaft ist ursprünglich aus dem schlechten entsprungen, sondern alle aus dem guten, aus dem besseren Theile des menschlichen Herzens, obschon sie im Laufe der Zeit oft schlecht geworden, so wie die Klöster, die von der Frömmigkeit gestiftet, nachher von den Lastern des Fleides, der Tyranney, der Wollust, des Trunks bewohnt wurden. Diese Bemerkung ist sehr tröstlich und sehr lehrreich bey der Entwerfung neuer gesellschaftlicher Einrichtungen.

Selbst das Leibeigenthum ging damahls, als es entstand, so nothwendig aus der Natur der Gesellschaft hervor, als Rousseaus *contract social* aus der seinigen.

*

*

*

Schon Möser machte vor 50 Jahren die Bemerkung, daß der Gang der praktischen Vernunft nirgend mehr auffalle, als bey dem sogenannten Leibeigenthum, dessen Wurzeln sich über den ganzen Erdboden, so weit er beackert wird, vertheilen. Die Entstehung desselben sey daher eher einem allgemeinen Bedürfnisse, als irgend einer anderen Ursache, deren keine so weit reiche, zuzuschreiben.

Daß die Menschen zuerst nichts als väterliche und herrliche Gewalt gekannt, daher wäre es natürlich, daß sie auch ihre ersten Staatseinrichtungen darnach geformt.

Abraham hatte es lange bemerkt, daß die Schafe, welche die Hirten bey seiner Heerde halten durften, immer schöner und gesunder waren, als die seinigen. Alles, was fiel, alles, was der Wolf fraß, wurde ihm in Abrechnung gebracht, und es war fast kein Beyspiel, daß die Hirten eins von den ihrigen vermißt. Alle Künste, die er anwandte, beyderley Schafe zu unterscheiden, die halfen nichts, und die Schäfer waren immer noch listiger, als er. Endlich sagte Sara zu ihm: Wenn du das nicht änderst, so werden wir arm und unsere Schäfer reich, und Abraham beschloß, daß von nun an seine Hirten gar kein eigenes Vieh bey der Heerde haben sollten, und damit sie auch ihm sonst nichts verkürzen könnten, gar nichts Eigenes besitzen. Alles, was der Knecht erwirbt, soll dem Herrn gehören, so sprach er. Dafür gebe ich euch und euren Kindern Brot und Kleidung, und wenn ihr von mir zieht, eine Aussteuer.

Und ein anderer Hausvater gab seinem Knechte einen entlegenen Acker, um sich darauf anzubauen gegen einen gewissen Zins auf Lebenszeit. Nach seinem Tode solle ihm aber alles, was der Knecht gebaut und gebessert, wieder verfallen seyn, doch machte er sich anheischig, daß er das Gut an den jüngsten Sohn des Knechts wieder verleihen wolle, der dann seine Geschwister durch einen Noth, und

Ehrenpfenning absteuern möge. Dabey, sagte er, soll es aber ein Zeichen seyn zwischen mir und dir, daß ich das beste Pferd nehme, als ein Wahrzeichen, daß der Hof allezeit mein Eigenthum bleibe.

Das war bey allem Leibeigenthum festgesetzt, so wie bey allen Lehnen, daß jede Verbesserung dem Gute bleibe. Das Gut war das Bleibende. Fürs Gut wurde gesorgt, für die Menschen braucht man nicht zu sorgen, denn die sorgen ohnes hin für sich. Was jeder Beamte, jeder Lehnmann, jeder Bauer erwirbt, das erwirbt er dem Amte oder Gute. Was der König von Polen erwarb, erwarb er der Krone. Was der Bischof erwarb, erwarb er dem Bisthum. Nach seinem Tode nahm es der Kaiser zu sich, und verlich es dann des Bischofs Nachfolger, der es ungetheilt erhielt.

* * *

In einem Zeitraume, wo alle Güter und alle Aemter die Natur von Staatsactien haben, und wo die Erhaltung des Staats an die Erhaltung der Güter geknüpft, da kann die Gesellschaft nicht füglich auf andere Einrichtungen kommen, als auf diese.

Als aber die Entdeckung einer neuen Welt die edlen Metalle verfinffachte, als die große Menge der repräsentativen Zeichen eine große Vermehrung der Geschäfte, der Gewerbe, der Güter veranlaßte,

und der Geldreichthum sich mächtig neben dem Landreichthume erhob, da mußte sich in der Gesellschaft ein mächtiges Streben entwickeln, in eine Form zu gehen, die ihrem neuen Zustande angemessener, und sie mußte alle Einrichtungen aus älterer Zeit drückend finden, die bloß auf Landreichthum paßten.

Hiezu kam die Erfindung des Schießpulvers, die die Kriegsverfassung in allen europäischen Staaten änderte, und die Reformation, welche die Grundlehren des Christenthums in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder darstellte, und die Bibel, unstreitig der älteste Codex der Menschenrechte, allgemein verbreitete.

Tausend Jahre hatte die römische Kirche in hierarchischen Formen geherrscht, um in Europa ein Reich des Delailama zu gründen, das größer und mächtiger, als das in Tibet.

Nach dem Plane Gregors des VII. sollte alle weltliche Macht von der Kirche zu Lehn gehen. Er wollte ein Reich von Priestern gründen, und lehrte deswegen, daß alle weltliche Macht eine geseßlose Anmaßung sey.

Der Plan mißlang, und als die Reformation ausbrach, so wurde diese, durch die Hartnäckigkeit des Papstes und durch die Kühnheit Luthers, ein geistiger Bundschuh, der die Grundlehren des Christenthums von Freyheit und Gleichheit zu einem

geistlichen Schreckenssysteme benutzte, um durch sie die Menge, und durch die Menge die Freyheit zu gewinnen.

Die Ehelosigkeit der Priester wurde aufgehoben und die Religionslehrer wurden Bürger.

Der Kelch, der den Laien im Abendmahle entzogen war, wurde ihnen wieder gegeben, und sie aßen alle von demselben Brote und tranken von demselben Weine.

Die ursprünglichen Ideen von Gleichheit, die so tief im Christenthum liegen, in welchem befohlen wird, daß sich keiner Meister nennen soll, noch Vater, daß keiner sich über den andern erheben soll, indem wer hier der Geringste, dort der Größte seyn solle, diese mußten nicht allein mächtig auf die Religion wirken, sondern auch auf das innere Leben der Staaten, die diese Religion annahmen, und in der Reformation aus den Banden des Priesterthums entlassen wurden.

*

*

*

Bei der Entwerfung neuer Grundgesetze für die Handelscompagnien, die wir Staaten nennen, kommt es, wie es mir scheint, vorzüglich auf folgende Gesichtspunkte an:

1) Neben dem Landreichthum ist der Geldreichthum erwachsen, und dieser, seiner Natur nach sehr veränderlich, hat einen solchen Wechsel in

die Güter und in die Geschlechter gebracht, daß man von den alten Einrichtungen, die auf dem Landreichtume beruhten und auf dem Gute als Staatsactie, wenig mehr aufnehmen kann.

2) Zugleich ist das Christenthum die Religion der Staatsbürger geworden, und die heiligen Bücher befinden sich in den Händen der meisten und bald durch die Bibelgesellschaften in den Händen Aller. Diese Religion, die in ihren Grundsätzen eine natürliche Gleichheit unter den Menschen lehrt, hebt den Menschen über den Bürger, und das innere Leben der Gesellschaft wird immer dahin streben, solche Verhältnisse zu gründen, in denen der Mensch nicht durch den Bürger unterdrückt wird.

3) Die besten Bürger sind die, welche Grundeigenthum besitzen. Der Staat erleichtere jedem, der als Mensch etwas werth ist, Eigenthum als Bürger zu erwerben. Gründet er so, wie in der alten Zeit, seine ganze Verfassung aufs Grundeigenthum: so mache er seine Staatsactien klein, so daß jeder leicht eine erwerben könne, und suche sie in einer geld- und gewerbereichen Zeit durch nichts zu binden, und die Steuerrolle sey und bleibe das einzige goldene Buch der Erben.

4) Da die Geburt Werth hat, indem sie den, der von guter Familie, durch Sitte und Erziehung aushebt: so suche er sich seine Geschlechter zu erhal-

ten, oder wenn dieses in einer geldreichen Zeit nicht durch Institutionen zu erreichen, so zeichne er die Familien aus, die sich durch Tugend und Glück halten, und bilde sich aus ihnen einen Adel, und knüpfe an diesen Adel Ehren der Gesellschaft.

David Hume bemerkt in seinen Essays eine besondere Vorsehung darin, daß die Menschen in den unteren Ständen so leichtsinnig im Heirathen.

Allein, es ist für die Gesellschaft schlimm, daß diese Classe sich immer wieder aus den untersten Ständen ergänzen muß, und daß, wenn sie in zwey oder drey Generationen einmahl was Rechtliches aus einer Familie gezogen, daß dann diese Familie wieder verschwindet, und die Erziehung nun wieder mit einer anfängt, die in Niedrigung geboren.

Das war eine der Hauptursachen, daß das altgermanische Leben so herrlich, nämlich der langsame Wechsel der Geschlechter auf den Erben.

Nachdem einmahl Städte und Geldreichthum entstanden, ist es unmöglich, den Geschlechtern die alte Dauer zu geben. Auch scheint es sehr schwer, solche Institutionen zu treffen, die die Geschlechter und den Wohlstand derselben mehrere Generationen hindurch erhalten, wie etwa durch Majorate und Fideicommissse. Am besten scheint es, daß der Staat, indem er besondere Ehren an edle Geburt knüpft,

z. B. die Pairschaft des Reichs, er von der einen Seite dasjenige benutzt, was sich ihm an alten, sich erhaltenden Geschlechtern bietet, und von der andern durch seine Institutionen Nachseifer unter den Familien erweckt, und sie geneigter macht, ihr Geschlecht zu erhalten.

Nur muß er kein höheres Alter verlangen, als die Natur der Sache in einer gelds und gewerbereichen Zeit erlaubt, in der der Umschwung der Familien so rasch, daß selbst das mittlere Alter der edlen Familien, die im englischen Oberhause sitzen, noch keine 30 Jahre ist.

5) Große Völkervereine streben immer zur Monarchie, da sie das Erhaltende ahnden, was für sie in der Herrschaft eines Einzigen liegt, und in einem regierenden Hause, das mit ihnen durch die Jahrhunderte wandelt.

Da die Stärke im Rechte liegt, so werden sie sich immer gerechte Institutionen zu geben suchen, weil nur diese stark sind.

Da kein freyer Erbe anders besteuert werden kann, als freywillig, und da nicht alle auf einmahl sich versammeln und Steuern bewilligen können: so müssen die Erben zusammentreten, und welche aus ihrer Mitte wählen, die für sie hingehen und die Steuern bewilligen.

Dieses führt zur Vertretung.

Da zweyerley Reichthum im Staate, so führt dieses zu zweyen Kammern, wo in der einen der Landreichthum und die alten Geschlechter, und in der andern der Geldreichthum und die jungen Geschlechter vertreten worden. Denn in einer geldreichen Zeit wird die Kammer der Gemeinen immer mehr den Geldreichthum vertreten, als den Landreichthum, auch wenn alle Wahlfähigkeit an Grundbesitz geknüpft, weil die geldreichen Leute zugleich immer so viel Boden besitzen, um wahlfähig zu seyn.

(Aus einem andern Briefe.)

Wollen wir uns durch diese Zeit ohne Verwirrung durchfinden, und solche Staatseinrichtungen treffen, die auf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft passen: so müssen wir diesen zu erkennen suchen und die Vergangenheit, und vor allem gegen diese gerecht seyn.

Ich glaube, daß man sich irrt, wenn man annimmt, daß die Menschen wegen ihrer Herzen Härte auf solche Einrichtungen gefallen, wie das Leibeigenthum und das Lehnwesen.

Diese Einrichtungen gingen damahls, als sie entstanden, aus der Natur des gesellschaftlichen Lebens hervor. Später wurden die neuen Verhältnisse nach ihnen geformt, und dieses geschah auch nicht des Herzens Härte wegen, sondern weil man

sie einmahl vorfand und von andern keinen Begriff hatte, da Rousseau seinen *contract social* dar-
mahl noch nicht herausgegeben.

Ich sehe nicht ein, wie ein kriegerisches und ein
eroberndes Volk sich eine andere und eine zweckmäs-
sigere Verfassung geben kann, als die des Lehnwes-
sens. Vey den Sueven war die ganze Staatseins-
richtung auf den Krieg gestellt, der Staat besaß Ei-
genthum, allein kein Einzelner; aller Boden war
Lehn, das nicht einmahl auf Lebenszeit, sondern nur
auf ein Jahr verliehen wurde, und dann wieder
verlassen, indem der Stamm weiter zog.

Als die Franken Gallien eroberten und die Nor-
mannen England, so konnten sie, deren ganze Ein-
richtung auf den Krieg gestellt war, keine andere
Institution machen, als die, daß sie die eroberten
Ländereyen auf die Bedingung verliehen, daß der
Vasall, so oft es der Lehnherr fordere, gewapnet zu
diesem ziehe, und ihm gegen seine Feinde beystehe.

Das Leibeigenthum hat eine so große Aehnlich-
keit mit den häuslichen Verhältnissen eines unter
patriarchalischen Sitten lebenden Volkes, daß
man sieht, daß es ganz aus dem Regimente des
Hausvaters hervorgegangen, und aus dem Ver-
hältnisse, in welchem seine Kinder und seine Knechte
zu ihm standen. Jede Familie bildete einen kleinen,
für sich bestehenden Staat, in dem gemeinschaftlich

gearbeitet wurde, und alles auf einen Haufen, über den dann der Hausvater, der in seinem Hause Priester und König, bestimmte.

Zog ein Kind aus, bildete es einen neuen Staat, so steuerte es der Alte aus, das heißt, es bekam seinen Theil von dem Erübrigten, so wie die Bienen, wenn sie schwärmen, eine Aussteuer von dem vorrätigen Honig bekommen, den sie auch gemeinschaftlich zusammengetragen. Es ist schwer zu sagen, wo die Bienen auf diesen contract social gekommen. Indes sicher ist es, daß er schon seit Jahrtausenden bey ihnen bestanden.

Wurde ein Knecht entlassen, so wurde dieser ebenfalls ausgesteuert, und er erhielt seinen Theil an dem Erarbeiteten. Daß dieses überall so gewesen, wo einfache patriarchalische Sitten herrschten, das sieht man in Homer. So sagt Ulysses zu seinen Knechten:

Wenn mir Gott die Vertilgung der stolzen Freyer
gewähret,

Dann will ich jedem ein Weib und Güter zum
Eigenthum geben,

Jedem nahe bey mir ein Haus erbauen, und künftig
Beyde wie Freund' und Brüder von meinem Telemachos achten.

An einer andern Stelle sagt ein Knecht:

Der mir Gutes gethan und ein Eigenthum hätte
gegeben,

Was auch der gütigste Herr je seinem Diener geschenkt hat,
Nämlich Haus und Hof und ein liebenswürdiges
Eheweib.

Auch das liegt in der Natur jedes Staates, daß er nicht gleich seine Einrichtungen ändert, so wie sich die Gesellschaft ändert, und sie nicht mehr zu dieser passen. Er beharret immer noch eine Zeitlang in seinen alten Institutionen, schon vermöge des Gesetzes der Trägheit, bis die neue Kraft hinlänglich erwachsen, um diesen Widerstand zu heben.

Hätte Frankreich, nachdem die Periode seiner Geschichte vorübergegangen, da das Lehnssystem die passendste Staatsform für die Gesellschaft war, sich nun eine andere gegeben, die auf freyem Grunde, besitze und Heerbanne beruht, die Revolution wäre nie ausgebrochen.

Allein, wie selten ist es, daß ein Staatsmann die innre Natur der Gesellschaft erkennt, so wie dieser, daß er zugleich die Mittel kennt, wodurch die Gesellschaft leise auf den Punkt hingeführt wird, nach dem sie strebt, und daß ihm diese Mittel und die Zeit vergönnt werden, die nothwendig sind, um so etwas langsam vorzubereiten und leise auszuführen. So etwas ist kein Werk von einem Jahrzehend; gewöhnlich ist die Dauer einer Generation nothwendig,

um mit den Kindern dahin zu gelangen, wohin zu kommen mit den Vätern unmöglich; und hätte das Geschick dem Moses nicht 40 Jahre zu der langsamen Ausführung seiner großen Plane gegönnt, sein Name wäre nicht als der des größten Gesetzgebers auf die Nachwelt gekommen.

Die Dinge finden indeß ihr Ziel oft mit, oft ohne den Willen der Menschen, und was sich begeben soll, begibt sich. Und wenn es auch einem klaren Auge nicht vergönnt ist, den Dingen zu ihrem Ziele zu verhelfen, so ist ihm doch das vergönnt, daß es sieht, wie die Dinge sich abmühen, um dieses Ziel zu erreichen, und wie sich das oft langsam und leise und nur von weitem vorbereitet, was der Zeit ihre Richtung geben soll.

For hatte das innre Leben der Gesellschaft wohl erkannt. In seiner Geschichte der Stuarts findet sich folgende merkwürdige Stelle, in der man seinen tiefen Blick in die Geschichte sieht.

„Wenn man die Geschichte aller Staaten liest, so findet man gewisse Perioden, bey denen man gern verweilt, um den Einfluß zu sehen, den die Dinge nicht allein auf den Gang der näheren Begebenheiten, sondern auch auf den der entfernten haben werden. Haben wir z. B. die Kriege von Marius und Sylla gelesen, und gesehen, wie

man ganz Italien gleichsam in eine Stadt eingeschlossen, so stehen wir unwillkürlich stille, um zu überlegen, welche wahrscheinliche Folgen dieses haben müssen. Lesen wir weiter, so finden wir, daß diese Folgen auch wirklich so Statt gefunden haben, wie wir sie voraus sehen konnten.“

„Die Regierungszeit von Heinrich dem VII. von England gibt uns Anlaß zu ähnlichen Betrachtungen, aber in ungewissen Umrissen. Wer die Kriege der Häuser York und Lancaster aufmerksam verfolgt, wer die Regierungsgrundsätze kennt, welche die Politik jenes Prinzen geschaffen, muß wahrnehmen, daß sie zu großen und wichtigen Veränderungen in der Einrichtung des Staates führen werden. Allein wohin werden diese Veränderungen führen, und welchen Gang werden sie nehmen? Dieses ist sehr schwer vorauszusagen. Man ist jetzt allgemein der Meinung, und ich glaube mit Recht, daß man den Regierungsacten Heinrichs VII. die unbegrenzte Macht der Tudors verdankt, und die Privilegien, die unsere Voreltern den Stuarts abgenöthigt haben. Die Tyranney war hier der unmittelbare Erfolg, und die Freyheit der entferntere. Allein, man muß eine gute Meinung von seinem Scharfsinne haben, wenn man versichern wollte, daß man Begebenheiten, die so entgegengesetzter Natur,

vorausgesehen habe, auch wenn man die Geschichte nicht gekannt.“

„Es gibt noch eine andere Periode unserer Geschichte, welche reichen Stoff zu ähnlichen Betrachtungen darbietet. Es ist die von 1588 bis 1640, während welcher fast ohne Unterbrechung Friede von Außen und Ruhe im Innern war. Die große Vervollkommenung aller Künste, die zur Civilisation gehören, besonders die erstaunungswürdigen Fortschritte der Litteratur, dieses war das, was diese Periode am meisten auszeichnete, und dieses allein würde hingereicht haben, um die wichtigsten Resultate herbeizuführen. Ein Land, in dem die Sprache durch die Werke der Hooker, der Raleighs und der Bacones bereichert, mußte große Veränderungen erleiden, sowohl in den Sitten, als in der Denkart und wenn wir jetzt sprechen wie Spenser und Shakespeare geschrieben haben, so beweiset das schon allein, daß Heinrich der VIII. damals unrecht hatte, die Engländer ungeschlacht zu nennen. Unter den besondern Folgen, die dieses hatte, scheinen mir die wichtigsten zu seyn die häufigen Debatten im Hause der Gemeinen, und die Wichtigkeit, die man darauf setzte, in diesem seinen Sitz zu haben.“

„Ein scharfsinniger Beobachter wird die größten Revolutionen als Folgen dieser Vereinigung von

Umständen vorhersehen, und selbst der alltäglichste wird voraussagen, daß die Kammer der Gemeinen hievon das Hauptwerkzeug seyn werde. Allein, wie wird sich diese Kammer betragen? Wird sie sich mit dem Antheile begnügen, der ihr regelmäßig an der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt zukommt, und an dem Einflusse, den sie auf die andern Zweige der Gesetzgebung ausübt, und besonders auf die ausübende Gewalt? Wird sie die Kühnheit haben, oder vielleicht die Thorheit, eine Gewalt zu verlangen, die genau im Verhältnisse stehe mit den natürlichen Rechten der Volksvertreter? Wenn sie diese Ansprüche macht, wird sie dann nicht genöthigt seyn, diese Ansprüche mit Militärmacht zu unterstützen? Wie lange wird sie die Bewegungen derselben leiten können? Wie lange wird ihre Armee die ihrige bleiben, bis sie der Neigung aller Armeen folgt, sich unter die Hand eines einzigen Herrn zu fügen? Wenn dieser Herr sich zeigt, wird er ein Erbreich oder ein Wahlreich gründen? Ist ersteres der Fall, was hat man bey einer Veränderung der Dynastie gewonnen? Tritt der zweyte Fall ein, wird dann die Militärmacht, welche den ersten König oder Protector (der Name thut nichts) gewählt, nicht zugleich alle seine Nachfolger wählen wollen? Wenn dieses mißlingt, werden wir dann eine Herstellung (Restauration) der alten Dynastie haben, nähme

lich von allen Revolutionen die, welche gewöhnlich die gefährlichste und die schlechteste ist? Die Erfahrung vergangener Jahrhunderte, kann auf verschiedene dieser Fragen antworten. Allein, es fehlt viel, daß sie auf alle antwortet. Derjenige aber wird die Geschichte am meisten mit Nutzen lesen, der sich oft solche und ähnliche Fragen aufwirft.,

Diese Schilderung von For paßt völlig auf den gegenwärtigen Zustand Deutschlands. Ein Volk, das so spricht, wie Lessing, Lichtenberg, Schiller und Goethe geschrieben, bey dem die Güter sich so vermehrt und die Summe des Wohlbefindens sich so vergrößert hat, geht einer Veränderung in seinen gesellschaftlichen Einrichtungen entgegen. Dieses ist ohne sonderlichen Scharfsinn vorauszusehen, auch daß diese Veränderungen in einer so bürgerlich gesinnten Zeit gerade vom Unterhause herbeygeführt werden, welches mit der ganzen Macht der Meinung umgürtet, die ganze Stärke von dieser in sich fühlt. Auch ist vorauszusehen, daß das Unterhaus am ersten geneigt seyn wird, seine Macht zu mißbrauchen, denn der Teufel wird nicht ermangeln, es auf die Zinne des Tempels zu führen, und ihm dort aller Welt Herrlichkeit zu zeigen, und ihm ihren Besitz auf die bekannte Bedingung zu versprechen.

An Frankreich haben wir gesehen, daß alle Revolutionen genau denselbigen Gang gehen. Zuerst

eine Republik, dann fügt sich die Armee unter die Hand eines einzigen, dann verschwindet dieser, die Restauration kommt, und das Volk, ermüdet von den Revolutionszuckungen, will zuletzt um jeden Preis Ruhe und läßt sich alles gefallen. Das wiederkehrende Regentengeschlecht will dann das Vergangene rächen, es will in der Arglist herrschen, und stürzt dann zum zweytenmahl und für immer.

Jakob der II. sagte von seinem Parlamente: Es wären keine 40 Deputirten im Unterhause, die er nicht hätte ernennen lassen. Ludwig XVIII. kann gewiß dasselbe sagen. Auch hat der Kanzler und das Parlament dem Könige von England eben so niedrig geschmeichelt, wie in unseren Tagen der Kanzler und die Kammer der Deputirten dem Könige von Frankreich. *Quel prince en Europe ou même dans le monde entier, excepté sa Majesté aujourd'hui régnante, peut-être comparé au feu roi, ce prince qui avoit subi toutes les épreuves de la bonne et de la mauvaise fortune, et dont l'inépuisable clemence n'étoit pas une des moins éclatantes qualités; c'est le devoir de tous ses sujets de travailler à sa gloire et à sa grandeur, et leur vie entier doit y être consacrée sans réserve.*

Dieses ist vom Jahr 1685. Das Parlament sprach Folgendes in seiner Adresse:

Sous le bon plaisir de votre Majesté sacrée.

Votre Majesté, en nous rappelant avec tant de bonté les services rendues par ce royaume, votre ancien patrimoine, ou feu roi votre frère, de glorieuse mémoire, excitera plutôt dans notre cœur l'ardent désir de les surpasser encore que la présomption, de les croire dignes de l'estime que votre Majesté a daigné nous exprimer dans sa lettre du 28 Mars.

Da die Revolutionen einen so regelmäßigen Zug haben, wie die Gewitter, so ist leicht voranzusehen, daß sie bey uns denselben Gang nehmen würden, wenn wir das Unglück haben sollten, in eine vermischt zu werden.